

btb

Buch

Nach einem Nomadenleben in Amerika, Südostasien und Osteuropa haben sie sich getrennt: Edith und Leonard, zwei Menschen, die nicht wieder zusammen finden und nicht voneinander lassen können. Was sie verbindet, ist ihr Sohn Gabriel und das unablässige Grübeln darüber, was diesem in seiner Kindheit zugestoßen ist und ihn zum Außenseiter gemacht hat. Mit dem inzwischen erwachsenen Sohn kehrt Edith in das Haus ihrer Kindheit in Österreich zurück. Hier beginnt sie Briefe an Leonard zu schreiben, in denen sie sich an die Jahre ihres Zusammenlebens erinnert. Sie fragt sich und Leonard, warum sie einander, obwohl sie sich liebten, doch immer verfehlten. Und sie fragt, ob sie Schuld tragen an dem Schicksal ihres Sohnes.

In diesen Briefen denkt Edith aber auch über den großen Exzentriker der amerikanischen Literatur, Herman Melville, nach, für den sie und Leonard sich früh schon so rauschhaft begeistert hatten, daß sie gemeinsam ein Buch über das Leben des geheimnisvollen Außenseiters und sein Werk schreiben wollten – den unbehausten Reisenden, dessen Schicksal ihnen oft wie ein Schlüssel für ihr eigenes Leben vorgekommen war, für das Anderssein ihres Sohnes. Szenen einer Liebe, einer zerbrochenen Ehe, und Stationen eines vorgezeichneten Weges, der Gabriel in ein grausames Ende führen wird, finden Spiegelungen und Gegenbilder in Episoden aus dem Leben und Werk des Dichters, der an seiner Zeit und dem Unverständnis seiner Zeitgenossen zerbrach. Nach *Haus der Kindheit* und *Familienfest* legt Anna Mitgutsch einen neuen, virtuoson Roman vor, ein sprachliches Meisterwerk von ungewöhnlicher Dichte und Klarheit.

Autorin

Anna Mitgutsch wurde in Linz geboren, lebt in Boston und Linz. Sie unterrichtete Germanistik und amerikanische Literatur an österreichischen und amerikanischen Universitäten, lebte und arbeitete viele Jahre in den USA. Anna Mitgutsch erhielt für ihr Werk zahlreiche Auszeichnungen, u. a. den Solothurner Literaturpreis.

Anna Mitgutsch bei btb

Familienfest. Roman (73349)

Anna Mitgutsch

Zwei Leben
und ein Tag

Roman

btb

Die Arbeit an diesem Roman wurde durch das Adalbert Stifter-Stipendium des Landes Oberösterreich gefördert.



Mix

Produktgruppe aus vorbildlich
bewirtschafteten Wäldern und
anderen kontrollierten Herkünften

Zert.-Nr. GFA-COC-1223
www.fsc.org

© 1996 Forest Stewardship Council

Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-100
Das für dieses Buch verwendete FSC-zertifizierte Papier *Munken Print*
liefert Arctic Paper Munkedals AB, Schweden.

1. Auflage

Genehmigte Taschenbuchausgabe Dezember 2008 bei btb,
einem Unternehmen der Verlagsgruppe Random House GmbH

Copyright © 2007 Luchterhand Literaturverlag, München

Umschlaggestaltung: semper smile München

Umschlagfoto: Jeff Spielman / Getty Images

Satz: Greiner & Reichel, Köln

Druck und Einband: CPI – Clausen & Bosse, Leck

MM · Herstellung: BB

Printed in Germany

ISBN 978-3-442-73844-1

www.btb-verlag.de

U nser Fluß war der Hudson River. Wir haben ihn in seiner ganzen Länge verfolgt, wir sind an beiden Ufern entlanggefahren, oft nah am Wasser, nie habe ich ihn anders gesehen als mächtig in seiner Breite und grau von den Schatten seiner bewaldeten Ufer, grau von dem Schlamm, den er von dem fruchtbaren Hügelland seines Oberlaufs mitnimmt. Wir sind an seinen steinigten Ufern gesessen, jede Stadt an seinem Unterlauf hat ihre Parks mit Holztischen und Bänken für Picknicks, ihren Kinderschaukeln, Sandkisten und Abfallkübeln am Ufer, Irvington, Poughkeepsie, aber er ist kein Fluß, an dem man die Kinder allein spielen läßt, kein Fluß zum Baden, er ist ein fremder Riese auf der Durchreise, der kalt und streng seine Schneise durch die Berge schlägt, und nur selten spannen sich leicht gewölbte Brückenkonstruktionen über ihm aus, einschüchternde Stahlfesseln aus nächster Nähe, spinnwebenleichte Spitzenmuster aus der Ferne. Irgendwo zwischen Tarrytown und Irvington weitet der Hudson sich zum Meeresarm, verliert seine Strömung, drängt die Wälder zurück, und die Segelboote und Bojen tanzen auf seinem geriffelten Wasser, als gäbe es keinen Flußlauf mehr, nur diesen großen See zwischen den Felsen und der Metropole in der Ferne, unentschlossen, wohin er sich von der Strömung ziehen läßt. Als wohne man einem Unheil bei, so sieht man seinem Ende entgegen, die taubengraue Skyline von Manhattan steht am Horizont wie ein schwacher Damm. Das freie Auge kann nicht erkennen, wo sich das Salzwasser in den Schlammfluten auflöst und das Süßwasser sich mit dem Atlantik vermischt. Es ist kein abruptes Ende, es ist wie ein Aufgeben, als schwänden die Kräfte, die ihn zur Mündung treiben, und er ließe die salzigen Wassermassen des Atlantiks ohne Wi-

derstand tief in sein weit offenes Bett. Auch der Tod eines Flusses ist furchterregend.

Leonard, warum gehst Du nicht dorthin zurück, ins Hudson-Tal, nach Saratoga, nach Amerika? Du sagst, Amerika sei Dir fremd geworden, Du verstehst es nicht mehr, Du liebst es nicht einmal. Aber Du hast seit dreißig Jahren Heimweh, ich höre es in Deiner Stimme, wenn Du vom Hudson redest oder wenn Du sagst, wie sehr das Meer Dir fehlt. Ich spüre es, wenn ich Dich besuche, wie fehl am Platz Du Dich fühlst. Du rufst Dir seine Kindheitslandschaften wach, und es ist wie ein Besuch zu Hause. Der Hudson River an seinem Oberlauf, dort, wo er bereits ein gezähmter Fluß ist und sogar Inseln in seinem Bett stehenläßt. Du hast Dir dieses Haus auf dem Hang über der Donau gekauft, weil sie Dich da, kurz vor Budapest, an den Hudson bei Albany erinnert. Dort kann man von seinem Ufer den braunen Wellen und Kreisel der Stromschnellen zusehen, wenn die tiefstehende Sonne Lichtfunken über das Wasser springen läßt.

Ich habe ein Foto von Dir, von dem ich nicht mehr genau weiß, wo ich es aufgenommen habe. Da sitzt Du auf einer ramponierten Parkbank an einem Flußufer, einem Stück Wiese mit tief herunterhängenden Weiden und einem schmalen Strand mit runden, vom Wasser abgeschliffenen Granitfelsen. Du schaust nicht in die Kamera, Du scheinst gar nicht zu merken, daß ich Dich durch die Linse beobachte. Du blickst auf das Wasser mit einer resignierten Traurigkeit. Ich habe überlegt, ob Du schon so grau und müde ausgesehen hast, als wir das letzte Mal zusammen am Hudsonufer in Poughkeepsie waren.

In Albany, nahe der Universität, eine halbe Stunde vom Hudson entfernt, war diese Galerie mit schlechter zeitgenössischer Kunst, Vernissagebesucher standen mit Weingläsern herum, und ich wollte gerade gehen, zum Fluß hinunter, bevor die Sonne unterging. In jeder Stadt suche ich das Wasser, um mich zu orientie-

ren. Du kamst auf mich zu, feingliedrig, dunkelhaarig und aus heutiger Sicht unvorstellbar jung, verbeugtest Dich wie ein freundlicher Diplomat und sagtest, Welcome to America. Du warst zu Hause, und ich war der Gast, Du standest genau dort, wo Du hingehörtest, im Mittelpunkt Deiner Welt, zwanzig Meilen von Saratoga entfernt, wo Du aufgewachsen bist.

Jeder von uns beiden hat im Lauf der Jahre den anderen gefragt: Wäre es Dir lieber, wir wären aneinander vorbeigegangen unter den scheußlichen Bildern der Galerie in Albany? Aber manchmal bedarf es nur eines leichten Luftzugs, als sei das Leben ein Staubkorn in einer zugigen Gasse. Wir waren jung, voll Furcht und Erwartung, damals konnte von jeder zufälligen Begegnung die Zukunft abhängen. Du nahmst Deinen ganzen Mut zusammen, mich anzusprechen, und dann warst Du zu nervös, mir zuzuhören. Es war kein richtiges Gespräch, das wir führten, es war, als stünden wir in einem elektrischen Feld, in dem es darauf ankam, mit den richtigen Sätzen seine Haut zu retten. Deine unruhigen Augen suchten einen Fluchtweg, und es gelang ihnen erst, meinem Blick zu begegnen, als wir auf Dinge zu sprechen kamen, bei denen Du Dich auskanntest. Während Du mir mit lebhafter Intensität von Deiner Dissertation über die Figur des Außenseiters bei Herman Melville erzähltest und Deine Nervosität vergaß, sah ich, daß Du sanfte graugrüne Augen mit langen, gebogenen Wimpern hattest und daß die Knochen unter Deinem ein wenig zur Pausbäckigkeit neigenden Gesicht fein wie die Linien einer Alabastergemme waren.

Wußten Sie, daß Herman Melville als Jugendlicher in der Market Street, zwei Straßen weiter westlich von hier gewohnt hat, fragtest Du mich unvermittelt, und auf meinen erstaunten Blick erklärtest Du: Vor drei Wochen habe ich meine Dissertation über Außenseiter in seinem Prosawerk eingereicht.

So begann unser erstes Gespräch.

Warum über Außenseiter? fragte ich, und schon war meine Bereitschaft, Dich zu bestaunen, geweckt. Als hätten wir damals die

geringste Ahnung gehabt, wovon wir redeten. Wir waren keine fünfundzwanzig und parlierten über Marginalisierung. Wie leicht es uns damals fiel, über Dinge zu reden, die andere schon gedacht und aufgeschrieben hatten.

Aber da muß eine Ahnung gewesen sein, etwas wie ein Schatten am Ende des Weges, eine atmosphärische Verdichtung, die uns neugierig machte und anzog. Vom Ende her paßt alles ineinander wie die Teile der vielen Puzzles, die unser Sohn später mit so viel Leidenschaft legen sollte, lange bevor er die Welt um sich herum verstand. Auch er gehörte von Anfang an zu diesem komplizierten Muster, das sich um uns schloß, als wären wir die verborgenen Figuren in einem Suchbild.

Du gabst mir Deine Dissertation bald darauf zum Lesen, warfst Dich in Pose und deklamiertest einen aus dem Zusammenhang gerissenen Satz. Ist das nicht genial? riefst Du begeistert. Du warst damals von Deiner Klugheit sehr überzeugt.

Was hat Melville außer »Moby Dick« noch geschrieben, erkundigte ich mich.

Wer nie versagt hat, dem fehlt es an Größe, entgegnetest Du mit einem Zitat statt mit Buchtiteln. Dann recktest Du ein wenig kokett das Kinn, wie Du es jedesmal vor der Kamera machst, als wolltest Du fragen, was sagst du nun dazu. Das schrieb er als Dreißigjähriger, belehrtest Du mich, das muß man sich vorstellen.

Du hattest manchmal eine an Pedanterie grenzende Ernsthaftigkeit an Dir, die mich irritierte, und zugleich etwas Widerspenstiges, das mich anzog. Wir waren beide so voller Unsicherheiten und versuchten sie mit prahlerischem Selbstbewußtsein zu überspielen.

Und wie alt sind Sie? fragtest Du unvermittelt, als erwartetest Du, daß jeder ab einem bestimmten Alter mit Lebensweisheiten aufwarten müsse.

Ich sagte, noch nicht alt genug für Aphorismen. Wir lachten, und Du fandest einen Vorwand, mich zu berühren. Ich mochte

Deine verschmutzte Art, peinlichen Situationen und Sätzen mit Ironie die Spitze zu brechen.

Noch hätte ich mich verabschieden und gehen können, aber statt dessen folgte ich Dir auf die Straße und in ein Restaurant, wo ich zu Deinem Erstaunen ein Roastbeefsandwich mit Messer und Gabel traktierte. Und in den nächsten Tagen liefen wir uns ständig über den Weg, wir legten es beide darauf an, einander wie zufällig zu begegnen. Ich glaube nicht, daß ich mich damals in Dich verliebt habe, aber ich erinnere mich, daß ich in Deiner Gegenwart auf eine ganz neue Art glücklich war. Unsere Liebesgeschichte begann erst viel später, vielleicht fand sie überhaupt nur in unserer Phantasie statt oder zu ganz verschiedenen Zeiten, so daß uns beiden immer nur Erwartung und Enttäuschung blieb. Du lerntest Deutsch, und mein Englisch wurde idiomatischer, aber dennoch meinten wir oft ganz verschiedene Dinge, wenn wir glaubten, dasselbe zu sagen. Manches, wovon der andere sprach, kam von so weit her und ging so tief in eine unvorstellbar fremde Vergangenheit zurück. Wie wenn man an einem bestimmten Abschnitt eines Flusses steht und hinunterblickt, und doch nicht das Geringste über ihn wissen kann, nichts über seinen Ursprung und nichts von seiner Mündung.

Am letzten Abend vor meiner Abreise gingen wir am Hudson River entlang bis zu der mächtigen Highwaybrücke, ein desolates Ufer aus Beton und Industrieanlagen, der Fluß schimmerte wie ein blinder Spiegel in einem dunklen Zimmer, es war Mitte Oktober, fast zur gleichen Jahreszeit, zu der vor hundertvierzig Jahren das Kind Herman Melville mit seinem Vater an einem Anlegeplatz, den es nicht mehr gibt, an Land ging. Auch Melvilles Fluß war der Hudson River, breit und träge und für das kindliche Auge uferlos, der am östlichen Ende der Cortlandt Street in Manhattan, Hermans Elternhaus so nahe, gegen die Planken der Docks klatschte. Er war das Erste, das für Herman als Kind Wasser bedeutete. Wasser, keine zwei Meilen von der Haustür entfernt, tiefes, unüberschaubares Wasser, das das Land entzwei-

schnitt, an dem die Schiffe anlegten und Luxusgüter aus Frankreich brachten. Damals war sein Vater noch der mächtige Herr über Frachtschiffe und Lagerhäuser, und der Hudson River war Umschlagplatz zwischen dem Bekannten und der märchenhaften Ferne, von der alle Geschichten handelten, die er zu Hause hörte, denn sein Vater war ein begabter Erzähler, es fehlte ihm auch nicht an Talent zum Essayisten, doch seine unstillbare Rastlosigkeit trieb Allan Melville immer von neuem über den Atlantik. Er führte über seine Reisen akribisch Tagebuch, in dem er neben Reflexionen über die moralische Erziehung des Menschen die Seemeilen in Tagen und Stunden notierte, voll nervöser Ungeduld, als ahne er, wie wenig Zeit ihm blieb.

Könntest Du Dir vorstellen, hier zu leben, fragtest Du mich damals in einem Ton, als sei dieser Ort niemandem zuzumuten. Als Du mich zum zweitenmal fragtest, ob ich mir vorstellen könnte, im unwirtlichen Winter von Upstate New York in einer von den Sommertouristen verlassenen Kleinstadt mein Leben zu verbringen, schwang in Deiner Stimme die Hoffnung mit, daß ich es mir Dir zuliebe zumuten würde. Das war ein Jahr später und achtzehn Meilen nördlich von Albany, nachdem Du mich Deiner Familie beim Thanksgiving Dinner präsentiert hattest. Ich war bereit, meine ganze Vergangenheit zurückzulassen. Sie war ein überflüssiges Gewicht, das mich bei jeder Bewegung, bei jedem Schritt belastete, und das, was andere Wurzeln nennen, worauf sie sich etwas zugute tun und das sie um jeden Preis bewahren wollen, bedeutete mir nichts. Dennoch sagte ich, nein, überall, fast überall, nur nicht hier, jedenfalls nicht für den Rest des Lebens.

Die Nacht des neunten auf den zehnten Oktober 1830 muß es gewesen sein, die bange Nacht auf dem Hudson River, die den ersten Schatten von Bitterkeit, eine Ahnung des Ausgesetztseins auf Melvilles Leben warf. Mein Name sei der eines in die Wüste Verstoßenen. *Nennt mich Ishmael.*

Es war nicht bloß eine Nacht, in der ein heftiges Gewitter das Auslaufen der Schiffe verhinderte, es war das Ende von Melvilles Kindheit, und er war erst elf Jahre alt. Mit elf Jahren kann man sich noch nicht vorstellen, daß einem alles, was bisher selbstverständlicher Lebensraum war, das große Stadthaus mit den eleganten Möbeln, alter holländischer Familienbesitz und Importware aus Paris, in einer einzigen Nacht weggenommen werden kann. Die Mutter mit den Geschwistern und dem wertvollen Hausrat hat schon vor Tagen den Fluchtweg nach Albany eingeschlagen.

Jetzt ist er allein mit seinem Vater in der Kajüte, und er fühlt sich wie Jonah im Bauch des Wals, verschlungen und festgehalten, während die Wasser über ihm zusammenschlagen.

Du erinnerst Dich sicherlich an die Predigt von Father Maple über Jonah und den Wal. Lies sie mit dem Blick auf die Nacht auf dem Hudson: Sein Vater verstoßen, *den Hut tief ins Gesicht gedrückt, wie ein gewöhnlicher Dieb*, der sich vor seinen Gläubigern davonestiehlt, sein Onkel sitzt im Schuldgefängnis von Pittsfield, und auch Allan Melville hat genug unbezahlbare Schulden angehäuft und den Landlord um die Miete der letzten Monate geprellt. *Wo ist sein Gepäck?* Es sind nur die letzten zusammengepackten Habseligkeiten, die vom großen Auszug am Vortag übriggeblieben sind, der Rest ist in Sicherheit. *Nicht einen einzigen Freund hat er, der auf der Pier von ihm Abschied nimmt*, nur den elfjährigen Sohn, der die Angst des Vaters spürt und auch, daß die Flucht mit Versagen und Schuld zu tun hat, aber von jetzt an wird Melville alles, was er erlebt, treffen, als hätte er Anteil an der Schuld anderer und werde an ihrer Statt bestraft.

Noch ist der Vater kein Geächteter, sondern ein angesehener Importeur und Großhändler, ein Aristokrat der jungen Republik, ein Kosmopolit, der fließend Französisch spricht, mit achtundvierzig Jahren immer noch gut aussehend mit dunklen, nach vorn gekämmten Locken und modischem doppelreihigem Frack, und *er gibt sich selbstbewußt*, aber er täuscht damit nicht sich selbst und auch nicht mehr seinen Sohn. Gewiß bleibt er selbst auf der

Flucht ein Gentleman mit makellosen Manieren, man muß ja nicht die Manieren zusammen mit seinem Besitz verlieren. Und nun läuft das Schiff nicht vor dem Morgen aus, eine ärgerliche Verzögerung für den Kapitän und die Passagiere, aber was ist schon die Verzögerung einer Nacht für einen, der nicht fürchten muß, daß ein Gläubiger das verlassene Haus betritt und seine Häscher aufs Dampfschiff schickt, das auf Dock zweiundachtzig vor Anker liegt.

Eine ganze Nacht Verzögerung sind für den gehetzten Schuldner zwölf Stunden in endlosen Minuten gemessen, während er ruhelos auf Deck hin und her geht oder sich in der Kajüte verbirgt und es nicht erwarten kann, einige hundert Meilen Fluß zwischen sich und seine Gläubiger zu legen. Die ganze Nacht liegt er wach in der Schiffskabine, wartet, daß der Anker gelichtet wird und das gleichmäßige Geräusch der Schiffsturbine den Hudson hinaufstampft. Die dunkle Täfelung umschließt ihn wie ein Sarg. Decke, Bordwand, Fußboden schaukeln im seichten Wasser. Es ist wohl möglich, daß Allan Melville nach Luft ringt wie Jonah im Bauch des Wals, gemartert von seiner Angst, die er dem Sohn nicht mitteilen kann, halb wahnsinnig vor Selbstvorwürfen und dem Wissen um seinen Ruin, zur Reglosigkeit in der engen Koje verurteilt, sich hin und her wälzt wie im Delirium und sein Schicksal verflucht. Und der Elfjährige, der ihn bisher nur als großzügigen, in seiner Selbstgewißheit ruhenden Menschen kannte, der ihn liebt trotz aller Strenge, mit der der Vater ihm mehr abverlangt, als sein schwerfälliger Verstand zu leisten vermag, fühlt sich zum erstenmal allein gelassen mit den Dämonen, die den fremd gewordenen Vater bedrängen. Zum erstenmal erlebt er, daß nichts so ist, wie es den Anschein hat, und daß sich alles verwandeln kann. Das stolze Oberhaupt der Patrizierfamilie, dem er bei aller Bewunderung nie hatte genügen können, weil er ihm zu wenig ähnelt, verwandelt sich vor seinen Augen in einen gebrochenen Flüchtling.

Als der Dampfer ablegt, an einem von nächtlichen Gewitterre-

gen gereinigten Tag, an dem sich New York kühl und wie vor Morgenfrische funkelnd aus der Nacht erhebt, fallen die nächtlichen Höllenvisionen von Allan Melville ab. Das Schiff fährt in der Mitte des Stroms flußaufwärts, an dem nach dem Großvater benannten Fort Gansevoort und an den *Elysischen Gefilden* von Hoboken vorbei, und in der Morgenbrise angesichts der sich bereits verfärbenden Laubwälder an beiden Ufern wächst Allans Zuversicht, daß alles gutgehen wird, daß es einen Neubeginn geben wird und sie gerettet sind. Die Fahrt dauert über zwanzig Stunden. Gegen Mittag des elften Oktober erreichen sie das Stadtzentrum von Albany, das holländische Haus aus blaßroten Ziegeln mit Repräsentationsräumen, in denen General Lafayette zu Gast gewesen war, ein Patrizierhaus mit allem Prunk alten Geldadels, der sich mit dem jungen Ruhm und den Pfründen der Revolutionshelden verbunden hat. Das Elternhaus seiner Mutter kennt Herman Melville besser als die Häuser in New York, die seine Eltern in rascher Folge mieteten und wieder verließen. Es war ihm elf Jahre lang Zufluchtsort vor der feuchten Augusthitze und dem Gestank der offenen Kloaken von Manhattan gewesen. Der jährliche Exodus aus der Stadt ist Privileg der Wohlhabenden. Mit sechs Wochen hatte er seine erste Reise flußaufwärts gemacht, und jedes Jahr, jeden Sommer, wenn in den Slums von Manhattan die Cholera ausbrach, bestieg Maria Melville ein Schiff und floh mit den Kindern auf dem Hudson nach Norden, nach Hause, wo sie Freundinnen hatte und wo die Ortschaften und Landgüter, ganze Landstriche nach ihren Verwandten und Vorfahren benannt waren: Van Rensselaer, Van Vechten, Van Schaick, Schuyler County. Und während sie sich im Kreis der Familie erholte, blieb Allan in New York und vermehrte mit jeder Geschäftstransaktion seine Schulden.

Und nun ist die sorglose Pendelbewegung rastlosen Reisens zwischen der Flußmündung und den Hügeln und Wäldern der Catskills und Adirondacks zum Stillstand gekommen. Die Armut reißt nicht, die Armut ist auf der Flucht ohne Rückkehr, und sie

sind noch lange nicht am tiefsten Punkt angelangt. Diesmal werden sie auch nicht gastlich empfangen. Die Großmutter liegt im Sterben, und die zehnköpfige Familie des notorischen Verschwenders und Taugenichts ist nicht mehr willkommen auf dem Familiensitz der Gansevoorts. Sie ziehen in ein Mietshaus in der Nähe, erstes sichtbares Zeichen des sozialen Abstiegs. Von dort schreibt sein Vater Briefe und verspielt den Rest des Erbes seiner Kinder, mit einer Maßlosigkeit, als fordere er nur, was ihm zustünde. Aber den Hudson, dort, wo er sich zum Meeresarm weitet, wird Herman nun lange nicht wiedersehen.

Der Hudson River blieb Melvilles Fluß. Sogar auf der Reise den Bosphorus hinauf sechsunddreißig Jahre später erinnert er sich an die Flußfahrten seiner Kindheit. Der Aufbruch mit dem Schiff, mit dem Segelschiff, mit dem Ozeandampfer wurde ihm zum Lebens-
element, zum Elixier gegen die Schwermut, zum Zeitmesser, der Ebbe und Flut seines Lebens regulierte. Solange er lebte, waren die Gezeiten das Pendel, die Unruhe, und auch der Bauch des Leviathan, der ihn gefangen und geborgen hielt.

Wir haben in den Jahren, in denen wir zusammenlebten, so oft über Melville gesprochen, als müßten wir uns dabei über uns selber Rechenschaft geben. Wir konnten uns nie einigen, ob er uns sympathisch gewesen wäre und ob er stets ethisch gehandelt hatte, denn das war uns wichtig. Wir schämten uns seiner Fehler, als seien wir an ihnen schuld oder als seien es unsere eigenen. Immer hegten wir die Hoffnung, in seinem Werk oder in seinem Leben Erfahrungen zu finden, die uns betrafen. Wir brauchen manchmal etwas, das ein anderer für uns schon geordnet hat, um unser eigenes Leben zu verstehen. Ich zweifle nicht, daß Du mit Deinem erstaunlichen Gedächtnis für Details und Zahlen mehr Fakten über Melville gesammelt hast als ich. Ich begriff nie, wie Du Dir seitenlange Zitate merken konntest. Statt im Telefonbuch zu suchen, habe ich Dich gefragt, viele Jahre wußtest

Du sogar noch nutzlose Telefonnummern in Städten, die wir längst verlassen hatten. Zusammen wollten wir die große Melville-Biographie, die wir gerne gelesen hätten, verfassen. Am Anfang war es uns ernst damit, und später wollten wir es uns nicht mehr eingestehen, daß sich unsere Arbeit im Sammeln von Daten und in den Spekulationen unserer abendlichen Gespräche erschöpfte. Melville war uns zum Vehikel für etwas geworden, das wir zu verstehen suchten. Unter diesem Blickwinkel verloren allmählich auch die Fakten ihre Bedeutung. Es mußte nicht die Nacht auf dem Hudson gewesen sein, die Melville zu Bewußtsein brachte, daß er nicht zu den Erwählten gehörte, sondern zu den Verstoßenen, aber es lag nahe. Was wäre verwerflich daran, sich Trost zu holen von einem Leben, dem man seit langem nachforscht und das einem fast so vertraut geworden ist wie das eigene? Ich jedenfalls habe es nötig, mich ein wenig an der Glut eines fremden Lebens zu wärmen.

Lieber Leonard,

einmal hast Du mich nach dem ersten Tod in meinem Leben gefragt. Wir waren damals schon geschieden, wir kannten uns seit dreiundzwanzig Jahren. Es war ein Augenblick großer Nähe gewesen. Ich stand nach dem Frühstück in Deiner Küche, und ich war überrascht und glücklich, daß eine solche Nähe zwischen uns noch möglich war. Trotzdem drehte ich Dir den Rücken zu und schaute zu den Sonnenblumen und den ausgewachsenen Salatköpfen im Nachbargarten hinüber, um mein Gesicht vor Dir zu verbergen und meine Stimme zu beherrschen. Ich fürchtete, mich Dir zu verwundbar zu zeigen. Wir waren uns nah, aber nicht mehr nah genug, um uns die Blöße zu geben, voreinander zu weinen. Meine Mutter war seit fünfunddreißig Jahren tot. Sie hat es gewußt, sagte ich, aber sie brachte es nicht über die Lippen, ich war zu jung, ich war noch ein Kind. Sie hat es gewußt, aber nicht den Tag und nicht die Stunde. Sie starb allein fünf Minuten vor

drei Uhr in der Nacht. So genau hatte man es festgestellt, aber niemand hat ihr die Hand gehalten. Diese schreckliche Einsamkeit ihr ganzes Leben lang, bis in den Augenblick ihres Todes. Und obwohl sie schon beinahe so lange tot ist, wie sie gelebt hat, glaube ich noch immer, ich müßte jenen letzten Nachmittag am Vergehen hindern, ich müßte verhindern, daß es dunkel wird und der Abend in die Nacht übergeht und die Zeit die Mitternacht überschreitet, Minute um Minute sich auf die letzte Sekunde zubewegt, in der sie zu atmen aufhört, fast drei Uhr, aber noch nicht ganz, die letzte Sekunde ihrer Einsamkeit. Ich hätte gern eine Antwort gehabt, sagte ich, warum es für die Frau, die meine Mutter war, so wenig Glück gab.

Und dann atmete ich tief aus und wandte mich Dir zu und fragte nach dem Tod Deines Vaters, als Du dreizehn warst, es war mitten im Sommer, der Tag, an dem in Saratoga die Pferderennen begannen, und auf Deinen vierzehnten Geburtstag fehlten noch neun Tage. Das neue Herrenfahrrad, das Du Dir wünschtest, stand schon hinter Kartons in der Garage versteckt. Ich erinnerte mich, wie Du mir diese Geschichte zum erstenmal erzähltest, in einem Restaurant in Saratoga, in einem hohen ungemütlichen Speisesaal, groß wie eine Scheune, und am Tisch nebenan wurde der Geburtstag eines Greises gefeiert. Da begannst Du unvermittelt von Deinem Vater zu erzählen, wie Du ihn als Kind gesehen hast, überlebensgroß in seiner expansiven Vitalität, ein übergewichtiger Gargantua mit einer unersättlichen Lust am Leben, ein Abenteurer und Entrepreneur, warmherzig und überschwänglich in all seinen Lebensäußerungen, in der Liebe wie auch im Zorn. Seine mitreißende Redegabe habe jeden Widerstand überwunden, erinnertest Du Dich. Die Bildung, die er nie erhalten habe, sollten seine Söhne genießen. Dafür sei er bereit gewesen, Tag und Nacht zu arbeiten. Er selber war ein Immigrant aus Rußland, der aus Respekt vor der Kunst, von der er nichts verstand, das Museum of Modern Arts mit schwindelerregenden Summen unterstützte, weil ihm für alles, was er getan habe, die

maßvolle Zurückhaltung fehlte. Er sei gestorben, sagtest Du, wie er gelebt habe, mitten in einem Wutanfall, bei einem Telefonat in dem Verschlag seines Lagerhauses für Kartonagen, der ihm als Büro diene. Nach seinem Tod heiratete Deine noch junge Mutter einen Mann, der in allem das Gegenteil Deines Vaters gewesen sei. Einen angesehenen Chirurgen, schlank, maßvoll und immer korrekt, er sei nie anders zu Tisch gekommen als in Anzug und Krawatte. Aber seine Liebe, wenn er sie denn besessen hätte, habe er weder seinen angeheirateten Söhnen noch seiner später geborenen Tochter zeigen können.

Er hat viel für mich getan, sagtest Du, um ihm Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, es war nicht wirklich seine Schuld, daß er mir nie den Vater ersetzen konnte.

Ich wollte Dich noch einmal von Deinem Vater reden hören, wollte hören, daß die Sehnsucht und der Schmerz auch nach vierzig Jahren in Deiner Stimme immer noch frisch waren, ich wollte wissen, ob Du, so wie ich, den Geburtstag, an dem Du ihn überlebtest, wie den unerlaubt erschwindelten Aufschub eines Todesurteils erfahren hattest, als eine Ungerechtigkeit, für die es keine Erklärung geben durfte.

Aber an jenem Morgen nach dem Frühstück sagtest Du nur: Wußtest Du, daß Melville zwölf war, als sein Vater starb? Natürlich wußte ich das, und ich hoffte vergeblich, Du würdest den Satz wiederholen von den Menschen, die einander anzögen, ohne zu wissen, daß der frühe Tod ihrer Eltern sie miteinander verbinde.

In fast jedem Leben sieht es einmal, wenn auch vielleicht nur für kurze Zeit, so aus, als stünden alle Türen und Wege offen und man müsse sie nur in Ruhe und Selbstgewißheit durchschreiten. Und dann tritt eine Katastrophe ein, die zu groß ist, als daß man sich ihre Auswirkungen vorstellen könnte, und nach der Zerstörung findet man sich in einer Wirklichkeit wieder, die keine Ähnlichkeit mit der vertrauten Welt mehr besitzt, in der man sich

gerade noch geborgen wähnte. Die Sicherheit geriet für Herman Melville bereits im Oktober 1831 ins Wanken, als er ohne Erklärung einen Monat nach den Sommerferien aus der Schule genommen wurde. Sein Vater hatte in Albany ein neues Handelsunternehmen mit Pelzen gegründet, das wie alles, was er versuchte, fehlschlug. Danach hatte er sich mit einem Angestelltenposten beschieden, eine Demütigung für den Sohn des Helden der *Boston Tea Party* und der Schlacht am Bunker Hill, der auf dem schottischen Schloß seines Cousins, des Lords of Leven and Melvill zu Gast gewesen war. Oft hatte er seinen älteren Söhnen den Stammbaum der Melvilles und Scollays erklärt, der auf Königin Margarethe von Ungarn und auf das norwegische Königshaus zurückging. Schwer, einen Sproß so edlen Geblüts in Amerika zu finden, man wüßte nicht, wo man suchen sollte, höhnten die Kritiker, als sie einstimmig Melvilles Familienroman »Pierre« verrissen. Sein ganzes Leben fühlte er sich als Aristokrat, der durch alle Erniedrigungen hindurch zumindest öffentlich Haltung bewahrte. Anmaßung erkannte und verachtete er bei anderen, nie bei sich selber, auch nicht sein Bedürfnis, sich die meisten Menschen auf Distanz zu halten, weil er nur wenige für ebenbürtig hielt.

Der langsame Abstieg der Patrizierfamilie hatte sich seit der Flucht nach Albany zu einem Sturz ins Bodenlose beschleunigt, und im Untergang riß Allan seine ganze Familie mit in den Abgrund. In jeder Generation wiederholte sich dasselbe Drama von Vätern, die das Erbe ihrer Kinder aufbrauchten, Hypotheken auf das Leben ihrer Nachkommen nahmen, um dann wie verwirrte Greise gegen das Schicksal zu wüten. Kronos, der das Glück seiner Kinder verschlingt. Eine Rolle, die nicht nur Allan, sondern später auch seinem Sohn Herman Melville zufiel. Die Sieger blieben solche wie Marias Bruder Peter und die jüngeren Melville-Brüder, die mit praktischem Verstand an das Naheliegende dachten, an Haus und Vermögen und wie man es geschickt vermehrte, ohne auf die weniger Glücklichen Rücksicht zu nehmen,

und seien es die eigenen Kinder oder die eigene Schwester. So oder so machte man sich schuldig. Herman lernte früh, daß man nicht Opfer sein und ganz und gar schuldlos bleiben konnte.

Der letzte Akt des Untergangs von Allan Melville zog sich über Wochen hin, und das Kind, das so plötzlich von den Schulaufgaben befreit die dunklen Dezembertage zu Hause verbrachte, war Zeuge seiner Rückkehr aus New York, erschöpft, unrettbar verschuldet, endgültig geschlagen, durchfrozen von seinem nächtlichen Marsch über den zugefrorenen Hudson River. Bei Poughkeepsie war das Dampfschiff im Eis steckengeblieben. Er hatte sich im offenen Zweispänner bis Hudson City durchgeschlagen, bei minus dreißig Grad Kälte kam er in der einbrechenden Dämmerung am Ufer des Hudson an. Die Wolken verdeckten die schmale Mondsichel, es war zwei Tage nach Neumond, und Allan überquerte in der Finsternis einer stern- und mondlosen Nacht den unter der Eisdecke reißenden Strom, die Lichter von Albany, die in den späten Stunden allmählich erloschen, als Wegweiser in der Ferne. Niemand wußte, was dem verstörten Mann geschehen war, die Familie sah zu und konnte mit dem Verstand nicht begreifen, wie er vor ihren Augen ein Anderer wurde und sein Geist zerfiel. Vielleicht wagten sie auch nicht hinzusehen, weil das, was sie sahen, zu unbegreiflich war, sie wohnten als hilflose Zeugen seiner geistigen Umnachtung bei. Ein Nervenfieber, ein psychotischer Schub, etwas, das ihn auf dem zugefrorenen Strom überwältigt hatte und nicht mehr losließ, etwas, das er schon längst in sich getragen hatte und das nun ausbrach? Es gab keine Diagnose. In manischer Akribie schrieb er seine im Vergleich zur Verschuldung lächerlich geringen Reiseausgaben auf. Überreizt und seit Tagen ohne Schlaf, versuchte er sich auf den Beinen zu halten, seine Unruhe steigerte sich zur blinden Selbsterstörung. In schlaflosen Nächten unterstrich er Bibelverse, während ihn die Sprache und die Kraft, zusammenhängend zu denken, verließen. *Mein Herz bebt in meinem Innern und Todesschrecken befallen mich. Furcht und Zittern überkommt mich und Schauder befällt*

mich. Der Psalm gab ihm die Worte, die er in sich nicht mehr vorfand. Allan Melville, der gebildete Rhetoriker, der sich in perfektem Französisch zu unterhalten verstand, der zu allem eine brillant formulierte Meinung hatte, klammerte sich an die Psalmverse wie an den letzten festen Halt, bevor er verstummte und in das sprachlose Grauen der geistigen Auflösung stürzte. Warum verwarf er den Rest des Psalms? *Hätt' ich doch Flügel gleich der Taube, ich flöge davon, daß ich anderswo bliebe. Weithin entflöhe ich, rastete in der Wüste*. War die Finsternis, in die er fiel, jener letzte kleine Schritt über die Grenze, die Freiheit, wo er sein Leben nicht mehr mit äußerster Selbstbeherrschung festhalten und die Erwartungen seiner Umwelt erfüllen mußte? Das Aushauchen der Vernunft mit einem Schrei der Selbstaufgabe. Das war Herman Melvilles erste Todeserfahrung. Die Zerbrechlichkeit des Menschen, seine Angst und sein verschwiegenes inneres Elend ist im Werk des Sohnes, der stummer Zeuge von Allan Melvilles Todesdelirium wurde, immer gegenwärtig. Nicht einen Augenblick ist er auf der Seite der Macht.

Muß nicht einer, der der Macht so sehr mißtraute und sie mit allen Mitteln zu meiden suchte, muß ein Sohn, dem sich die äußerste Ohnmacht seines Vorbilds und Idols eingepägt hat, nicht unweigerlich auf die Seite der zum Untergang Bestimmten geraten? *Was das Ganze so furchtbar machte, war die Unabwendbarkeit, die unverrückbare Schicksalhaftigkeit*, schrieb er später über die Schildkröten der Galapagos Inseln und ihre unbeirrbar Wanderung zum Meer.

Als sein Freund und Schriftstellerkollege Charles Fenno Hoffman mit dreiundvierzig Jahren in eine New Yorker Irrenanstalt eingeliefert wurde, schrieb Herman Melville an einen gemeinsamen Bekannten, Hoffman sei genau der Mann, der dem Wahnsinn habe erliegen müssen: phantasievoll, zur Ausschweifung des Geistes neigend, verarmt und ohne Einkommen. Dachte er dabei an seinen Vater oder an sich selber? Ein Rausch, der alle Grenzen hinwegspült, eine Befreiung von allen Zwängen und zugleich ein

Zeichen der Auserwähltheit, das ist der Wahnsinn für den dreißigjährigen Herman Melville. *In allen von uns steckt derselbe Brennstoff*, schrieb er, *der das gleiche Feuer entfachen kann*. Und wer noch nie, und sei es nur zeitweise, gespürt habe, was Wahnsinn sei, könne bloß das Hirn eines Spatzen haben.

Das Toben und Brüllen aus dem Sterbezimmer, unheimlich und bis ins Mark erschütternd, der Arzt, der kommt und geht und nichts Tröstliches mehr zu sagen hat, als daß nur der Tod die Erlösung bringen könne, die Verwandten, die seinen baldigen Tod herbeihoffen, damit der Schrecken ende. Neujahr kommt und geht vorbei, diesmal ohne die üppige Festtafel nach holländischer Sitte. Es ist Winter, und es gibt keine entfernten Verwandten, zu denen man die verängstigten Kinder schicken könnte. Der Zwölfjährige sieht die Angst, die Hilflosigkeit, die Verzweiflung der Erwachsenen, das ganze Fanal des Untergangs von allem, was trotz des beunruhigenden Statusverlusts noch Bestand hatte. In diesen zwei Monaten wird das Schicksal des Vaters zum Muster seines eigenen Lebens. Der strahlende Anfang, das Hindernis, das ihn zu Fall bringt und nicht von seinem Wesen zu trennen ist, man könnte es eine unglückliche Veranlagung nennen: die unerwartete Wende zum Schlechten und kein Aufschub auf dem abschüssigen Weg in den Untergang.

Das langsame Sterben des Vaters ging durch ihn hindurch und versehrte ihn an der Wurzel, versengte ihn wie ein Blitzschlag, während er damals wohl alles nur halb begriff. Gewiß hielt man die Kinder von ihrem rasenden Vater fern. Melville erlebte die Vorgänge im Haus, wie Kinder Dinge erleben, die zu groß für sie sind, so als funktionierten ihre Sinne nicht recht, als sei die Verbindung zwischen Wahrnehmung und Verstand von einer vorübergehenden Taubheit befallen, als sei es ein anderer, dem dies alles widerfahre. Nicht daß er gefühllos gewesen wäre, nicht daß er wie ein tumber Tor nichts begriff, sondern so, als sei er aus sich herausgetreten und sähe einem schrecklichen Schauspiel zu, das als Farce eines letzten verzweifelten Versuchs des Vaters, sei-

ne Gläubiger in New York zu beschwichtigen, begonnen hatte und als Tragödie endete.

Keiner in der Familie blieb unverändert im Ansturm dieses Unglücks. Für das Kind hatte die Welt ihre Verlässlichkeit verloren, Phantome verfestigten sich zu realen Figuren und behielten doch ihre Unwirklichkeit bei, die Welt war ein Alptraum, aus dem Melville nie mehr wirklich erwachte. Aber die ins Wanken geratene Welt erregte nicht nur Grauen, er sah mit Erstaunen, wie die Oberfläche den Blick freigab auf seltsame fremde Welten, auf Ahnungen, zu erschreckend und zu schön, um ihnen nicht nachzustürzen in den Abgrund. Im Angesicht des Todes hatte er die Quelle seiner Inspiration entdeckt, vielleicht noch nicht gleich, vielleicht noch nicht mit dem Wissen seines wachen Verstands. Damals lernte er auch, daß die Hoffnung die größte Grausamkeit ist, weil sie am Ende mit Sicherheit enttäuscht wird. Und auch die Suche nach dem Grenzenlosen, das sich nur im Augenblick des Untergangs enthüllt, begann mit dem endgültigen Schweigen nach der Raserei der Selbstvernichtung, als schließlich im Sterbezimmer Stille eintrat, ein Schweigen, das sich ausdehnte und anhielt, ein weißes Echo, das im Haus widerhallte und alles zudeckte mit der schrecklichen Farbe des Verstummens.

Was danach kam, waren Dinge, die Menschen einander antun. Die Niedertracht der Verwandten und der kleinliche Geiz, mit dem sie die Witwe und ihre acht Kinder verstießen, war weder mysteriös noch unerklärlich. Sie waren ganz und gar von dieser Welt und unverzeihlich. Kein Haß sei so unversöhnlich, schrieb er in seinem dreißigsten Jahr, wie die Bitterkeit eines enttäuschten Kindes, das sich an bessere Zeiten erinnert und sein Los mit dem seiner glücklicheren Zeitgenossen vergleicht.

Leonard,
obwohl wir beide den frühen Einbruch der Zerstörung in das kaum erst geformte, verwundbare Leben kannten, glaubten wir,

unser eigenes Kind müsse verschont bleiben. Wir waren erschrocken, als Gabriel zum erstenmal in diesen Erregungszustand verfiel und sich wie ein Kreisel drehte, nicht abzulenken und nicht aufzuhalten, bis er hinfiel, oder wenn er von einem Ende seines Laufstalls zum anderen raste und uns wie Hindernisse auf seiner Bahn aus dem Weg stieß, ohne sich beirren zu lassen. Manchmal riß mich sein Schreien aus dem Schlaf, er schrie mit geschlossenen Augen, und es gelang mir nicht, ihn zu wecken, ich trug ihn, hilflos vor seiner Todesangst, mitten in der Nacht, eine Stunde, zwei, bis sein Körper erschöpft in einen tieferen Schlaf versank. Er schrie wie aus einer fernen, unerreichbaren Nacht, und es war das gleiche Entsetzen in seiner Stimme, das ihn noch immer heimsucht. Es gab so viele Dinge, für die niemand eine Erklärung hatte, außer unserer Haushälterin, Miss Li, die meinte, ein böser Geist sei in ihn gefahren und müsse von einem Schamanen ausgetrieben werden. Aber auch ihr Aberglaube war nur der Versuch, den bedrohlichen Einbrüchen des Unerklärlichen eine Logik aufzuzwingen. Einmal in einer kühlen Nacht in Seoul, es war April oder Anfang Mai, wachte Gabriel gegen drei Uhr morgens auf, das heißt, er wachte nicht auf, er schrie, ohne aufzuwachen, das war ja das Grauenhafte an diesen Nächten. Im Wohnzimmer war es dunkel, aber im Badezimmer brannte Licht. Und während ich verzweifelt auf das schreiende Kind in meinen Armen einredete, kroch ein schwarzes Tier unter der Wandtäfelung hervor, größer als eine Küchenschabe, auch größer als eine Spinne, irgendein Tier, das sich unter dem Fußboden in den Rohren der Bodenheizung verborgen gehalten hatte und das ich noch nie und auch später nie wieder gesehen hatte, lief quer durch den Raum und verschwand. Für Menschen wie Miss Li waren solche Vorgänge klare Zeichen ohne jedes Geheimnis, mich aber überkam ein so unerklärliches Grauen, daß ich niemandem davon erzählen konnte.

Wenn die Schreianfälle vorbei waren und das Kind wieder Nacht für Nacht ohne Alpträume schlief, vergaßen wir es, gaben



Anna Mitgutsch

Zwei Leben und ein Tag

Roman

Taschenbuch, Broschur, 352 Seiten, 11,8 x 18,7 cm

ISBN: 978-3-442-73844-1

btb

Erscheinungstermin: November 2008

Die berührende Erzählung einer tragischen Liebesgeschichte

Nach einem Nomadenleben in Amerika, Südostasien und Osteuropa haben sie sich getrennt: Edith und Leonard, zwei Menschen, die nicht wieder zusammen finden und nicht voneinander lassen können. Was sie verbindet, ist ihr Sohn Gabriel und die Frage, was diesem in seiner Kindheit zugestoßen ist und ihn zum Außenseiter gemacht hat. In langen Briefen an den Ex-Mann, die sie freilich nie abschicken wird, versucht sich Edith noch einmal über ihr Leben und ihr Schicksal Klarheit zu verschaffen und darüber, woran ihre Liebe zerbrach – und ihr Glück.